

Prof. Dr. Jens Schröter, *Theologische Fakultät der Humboldt-Universität Berlin*

Sonntag Sexagesimae, 4. Februar 2024, 18 Uhr

Predigt über Markus 4,26–29

²⁶ Und er sprach: Mit dem Reich Gottes ist es so, wie wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft ²⁷ und schläft und steht auf, Nacht und Tag; und der Same geht auf und wächst – er weiß nicht wie. ²⁸ Von selbst bringt die Erde Frucht, zuerst den Halm, danach die Ähre, danach den vollen Weizen in der Ähre ²⁹ Wenn aber die Frucht reif ist, so schickt er alsbald die Sichel hin; denn die Ernte ist da.

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und unserem Herrn Jesus Christus. Amen.

Der Predigttext für den heutigen Sonntag, liebe Gemeinde, steht im Markusevangelium, im 4. Kapitel. Es ist ein Gleichnis Jesu über das Säen, das Wachsen, und das Ernten. In der Evangeliumslesung haben wir schon einmal ein solches Gleichnis gehört. Da ging darum, dass der Same auf unterschiedlichen Boden fällt und darum auch ganz verschiedene Erträge bringt. Nun also ein weiteres Gleichnis, wiederum aus dem Bereich der Landwirtschaft. Es lautet folgendermaßen:

Mit dem Reich Gottes ist es so, wie wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft. Und er schläft und steht auf, Nacht und Tag; und der Same geht auf und wächst – er weiß nicht wie. Von selbst bringt die Erde Frucht, zuerst den Halm, danach die Ähre, danach den vollen Weizen in der Ähre. Wenn es aber die Frucht erlaubt, schickt er sogleich die Sichel; denn die Zeit der Ernte ist da.

Das darf doch wohl nicht wahr sein! So möchte man ausrufen, wenn man dieses Gleichnis hört. Das Gottesreich ist wie ein Same, den man einfach nur aufs Land werden muss, dann wächst er einfach so, von selbst? Was soll das? Ein Aufruf zur Passivität? Denkt bloß nicht, durch euer Tun, durch eure Bemühungen und euren Eifer, könntet ihr das Gottesreich herbeischaffen? Entspannt euch, seid relaxed, überschätzt euch und eure Aktivitäten nicht! Ihr müsst einfach nur warten, das Gottesreich kommt schon, es wächst allmählich heran, nur Geduld, blinder Eifer schadet nur. Will Jesus das etwa sagen?

In der Tat ist das Gleichnis oft so verstanden worden. Das „Gleichnis von der selbstwachsenden Saat“ wird es darum oft genannt. In protestantischen Kreisen war und ist diese Deutung besonders beliebt. Vertraut nicht auf eure eigenen Werke, sondern auf Gottes Wirken. Im 19. Jahrhundert hat man das gerne propagiert, nicht zuletzt hier, im damaligen Preußen. Die bürgerliche Gesellschaft im protestantischen Staat war dann diejenige Gestalt, in der das Gottesreich auf der Erde wächst und gedeiht, bis zu seiner Vollendung. Auch in vielen Predigten findet man eine solche Auslegung: Das Gleichnis würde vor Aktivismus warnen, wir sollten unser eigenes Handeln nicht überschätzen, sondern gelassen sein und auf Gottes Wirken in der Welt vertrauen.

Ruft das Gleichnis tatsächlich dazu auf, unser Engagement einzudämmen, unseren Einsatz zurückzuschrauben, lieber ein Leben in Beschaulichkeit und Zurückgezogenheit zu führen, nach dem Motto: Gott wird es schon richten, entspannt euch, die Gottesherrschaft wächst ganz von allein? Es ist – es wäre – ein Skandal.

Denn was, liebe Gemeinde, sollten wir dann mit diesem Gleichnis anfangen? Sollen wir das etwa den Hundertausenden von Menschen sagen, die zur Zeit, Gott sei's gedankt, nahezu täglich auf die Straße gehen, um gegen Rechtsextremismus zu demonstrieren? Die eine drohende Spaltung in unserer Gesellschaft verhindern wollen? Die die ernste Gefahr sehen, dass die Rechtsradikalen immer mehr Einfluss gewinnen, dass sie sich in der Gesellschaft breit machen und unser Land umbauen zu einem geschlossenen, fremdenfeindlichen, engstirnigen Gemeinwesen, in dem die Freiheit des Denkens und die freie Rede einer aggressiven, rückwärtsgewandten Ideologie geopfert werden? Die darauf aufmerksam machen, dass die, die die Rechtsradikalen wählen, die ersten sein werden, die unter einer solchen undemokratischen, freiheitsfeindlichen und menschenverachtenden Gesellschaft leiden?

Sollen wir unter Verweis auf das Gleichnis von der selbstwachsenden Saat diejenigen zu weniger Engagement aufrufen, die sich für den Erhalt der freiheitlichen Ordnung in Europa einsetzen und dafür, der Aggression des russischen Diktators zu widerstehen? Sollen wir es denen sagen, die sich im Nahen Osten dafür einsetzen, dass die Lage nach dem grausamen Terrorangriff auf Israel nicht völlig eskaliert? Die die Menschen im Gazastreifen mit dem Notwendigsten versorgen, Menschen, die ihr Heim verloren haben, helfen, Kinder psychisch betreuen? Sollen wir es den Politikerinnen und Politikern sagen, die sich darum bemühen, die verschiedenen Interessen in unserer Gesellschaft, die derzeit mit aller Macht vertreten werden, miteinander auszugleichen und dabei auch noch den notwendigen Umbau unserer Wirtschaftsordnung hin zu mehr Klimaverträglichkeit voranzubringen? Sollen wir all denen kommen mit einem Gleichnis, das dazu aufruft, mal ein bisschen kürzer zu treten, das Engagement nicht überzubewerten und lieber darauf zu vertrauen, dass das Gottesreich schon wachsen wird, ganz von alleine? Es ist – es wäre – ein Skandal.

Denn was sollen wir mit diesem Gleichnis, wenn es tatsächlich so zu verstehen wäre? Es wäre nicht mehr und nichts anderes als eine Bestätigung des Vorurteils, dass die Kirche mal wieder hinter dem Mond lebt. Dass sie nicht angekommen ist in unserer Zeit, dass sie irgendwelchen weltfremden Idealen anhängt, die sich ja innerhalb der Kirchenmauern schön anhören mögen, die aber nichts zu tun haben mit der Wirklichkeit außerhalb dieser Mauern. Lebt die Kirche fernab der Realität in vermeintlich schützenden Gemäuern – und kann sie sich dafür auf dieses Gleichnis berufen?

Nein, liebe Gemeinde, das kann sie nicht, das können wir nicht. Wenn wir das Gleichnis als einen Aufruf zu Passivität, zu mehr Entspanntheit und zur Reduzierung unseres Engagements für unsere Gesellschaft, unser Land, unsere Welt, verstehen würden, dann hätten wir es gründlich missverstanden. Und auch eine Predigt, die behaupten würde, hier würde dazu aufgerufen, unser eigenes Handeln hinter das Wirken Gottes in der Welt zurücktreten zu lassen und sich in Beschaulichkeit zu üben, hätte das Gleichnis fehlinterpretiert. Denn es meint etwas anderes und Jesus hat es keineswegs mit der Absicht erzählt, seinen Jüngern zu sagen, sie sollten mal ruhig wieder nach Hause gehen in ihre galiläischen Dörfer, schlafen und aufstehen und ab und zu aus dem Fenster schauen, ob das Gottesreich wieder ein Stück gewachsen ist. Ganz und gar nicht.

So ein Missverständnis könnte nur daher kommen, dass man in dem Menschen, der den Samen auf das Land wirft und dann einfach zu-schaut, wie die Saat wächst, die Jünger Jesu sieht oder später dann die Leser des Evangeliums, also die christliche Gemeinde, also uns. So ist es aber nicht gemeint. Das kann man sich an einer einfachen Beobachtung klar machen. Am Ende des Gleichnisses heißt es, dass der Mensch, der den Samen ausgesät hat, die Sichel sendet, weil die Zeit der Ernte gekommen ist. Die Ernte, daran kann kein Zweifel sein, ist ein Bild für das Endgericht. Das zeigen nicht nur andere Gleichnisse Jesu, das zeigt auch die Verwendung dieses Bildes in vielen jüdischen Texten dieser Zeit. Im Bild von Saat und Ernte für das Wirken Gottes ist die Ernte immer eine Metapher für Gottes Gericht am Ende der Zeit. Jeder Hörer und jede Hörerin zur Zeit Jesu hat das sofort verstanden. Darum konnten die Hörerinnen und Hörer zur Zeit Jesu das Gleichnis auch gar nicht als einen Aufruf zur Passivität verstehen. Das konnten sie schon darum nicht, weil sie natürlich wussten, dass man nach der Aussaat nicht einfach nur schläft und aufsteht und dabei zuschaut, wie die Saat wächst und gedeiht. Man muss sich natürlich um das Wachsen der Saat kümmern, damit sie irgendwann Frucht trägt. Man muss wässern und düngen, man muss Schädlinge bekämpfen und das Aufgehen der Saat aufmerksam begleiten, damit das Wachsen bis zur Ernte gelingt. Einfach nur Schlafen und Aufstehen ist nicht angesagt, wenn die Aussaat gelingen soll, jeder Landwirt weiß das.

Was aber haben die Menschen in Galiläa dann gehört? Sie haben sofort verstanden, dass mit dem, der den Samen auf das Land wirft und irgendwann zur Ernte wiederkommt, nicht sie gemeint sind, sondern dass Jesus von sich selbst spricht. Er ist es, der den Samen ausgebracht hat, er ist es, der zur Zeit der Ernte, also zum Gericht, wiederkommen wird. Und dann erscheint das Gleichnis in einem anderen Licht. Wenn es heißt, dass die Erde von selbst Frucht bringt, dann heißt das, dass Jesus mit seiner Verkündigung den Anfang gesetzt hat, dass er aber nicht die gesamte Zeit da sein wird, bis das Gottesreich vollendet ist. Die Erde, die die Frucht hervorbringt, ist das Wachsen und Gedeihen dessen, was mit dem Wirken Jesu begonnen hat, bis zur Vollendung der Zeit, bis zum Gericht.

Und die Menschen zur Zeit Jesu haben auch gemerkt, dass er mit der Aussaat des Samens den kleinen, unscheinbaren Beginn des Gottesreiches beschrieben hat, denn genau das besagt das Bild von Aussaat, Wachsen und Ernte. Das Gottesreich beginnt unscheinbar, wie kleine Samenkörner, die man kaum sieht, die aber, wenn sie auf guten Boden fallen, vielfältige Frucht bringen. So haben wir es vorhin in der Evangeliumslesung gehört. Das Gleichnis von der selbstwachsenden Saat setzt das fort. Nunmehr steht die Zeit zwischen Aussaat und Ernte im Mittelpunkt. In dieser Zeit vertraut Jesus das ausgesäte Gottesreich seinen Nachfolgern an. Er legt es in die Hände derer, die in dieser Welt zur Wirkung bringen sollen, was er selbst begonnen hat. Die sich dafür einsetzen sollen, dass Gottes Heil für die Menschen erfahrbar wird. Die darauf vertrauen dürfen, dass es mit dieser Welt ein gutes Ende nehmen wird. Die ihre Hoffnung darauf setzen, dass wir für unsere Erde etwas bewirken können, wenn wir uns einsetzen für Gerechtigkeit und Frieden, für eine Welt, in der es sich zu leben lohnt. Die ihre Motivation daraus beziehen, dass Gott es gut meint mit dieser Welt. Dass seit dem Wirken Jesu die Welt unter einem neuen Vorzeichen steht, weil die Gewissheit in die Welt gepflanzt wurde, dass wir auf die Vollendung unseres Tuns durch Gottes eigenes Wirken zugehen.

Wenn wir das Gleichnis so verstehen, ist es das Gegenteil eines Aufrufs zur Beschränkung unseres Engagements. Es ist vielmehr eine Bestärkung derer, die daran glauben, dass sich diese Welt verändern lässt, hin zum Besseren. Dass die kleine, unscheinbare Saat wachsen und gedeihen kann, dass aber dafür unser aller Einsatz notwendig ist.

„Von selbst bringt die Erde Frucht“ – das dürfen wir nicht so verstehen, als wolle Jesus damit sagen: Ihr braucht dafür nichts zu tun. Es bedeutet vielmehr: Die einmal bereitete Erde, die durch Jesu Wirken in die Welt gekommene Gottesherrschaft, kann wachsen und gedeihen, auch ohne dass Jesus die ganze Zeit da ist, auch ohne dass Gott täglich eingreift. Sie kann das, weil Jesus Menschen in Bewegung gesetzt hat, die sich um das Wachsen der Gottesherrschaft kümmern. Denen es nicht egal ist, wenn Hass und Gemeinheiten im Internet und auf der Straße um sich greifen. Die an einen anderen, einen freundlichen, einen zugewandten, einen barmherzigen Umgang miteinander glauben. Die sich nicht einfach damit abfinden, dass es Unfrieden, Leid und Grausamkeit gibt, sondern Gottes gerechte Ordnung vor Augen haben, die in dieser Welt wachsen soll.

Was aber fangen wir an mit dem Bild von der Ernte für das Gericht am Ende der Zeit? Diese Vorstellung ist uns erst einmal fremd. Für das Gleichnis aber ist sie sehr wichtig. Sie besagt, dass wir darauf vertrauen dürfen, dass Gott diese Welt nicht einfach sich selbst überlässt. Es gibt die Zeit zwischen Aussaat und Ernte. Das ist die Zeit, die wir haben, um diese Welt zu gestalten, sie zu bewahren und zu einem lebenswerten Ort zu machen. Aber diese Zeit ist eingebettet in Gottes umfassende Ordnung. Das bewahrt uns davor, das, was wir selbst aus dieser Erde machen können, einfach mit dem Reich Gottes gleichzusetzen. Denn auch das können wir dem Gleichnis entnehmen: Der Same wurde von Jesus in die Welt gebracht, sein Wachsen wird von Gott bewirkt, am Ende wird Gottes Reich stehen. Es braucht also sowohl den, der den Anfang setzt, der das Heil für diese Welt in Gang bringt, und es braucht auch den, der es am Ende zur Vollendung bringt. Das große Ganze können wir nicht selbst bewirken, das liegt in Gottes Hand. Wenn wir das, was wir selbst dazu beitragen können, in diesem umfassenden Zusammenhang sehen, haben wir verstanden, was Jesus mit dem Gleichnis vom Gottesreich, das wächst wie die von selbst aufgehende Saat, seinen Hörerinnen und Hörern sagen wollte. Er wollte sie keineswegs dazu auffordern, sich zurückzuziehen und dem Gottesreich beim Wachsen zuzuschauen, ganz im Gegenteil. Er wollte ihnen verdeutlichen, dass es eine Zeit zwischen Saat und Ernte gibt, in der sie selbst in die Verantwortung genommen sind dafür, das einmal ausgesäte Gottesreich zu bewahren, zu pflegen und sein Wachsen zu befördern.

Aus dem Gleichnis von der Saat, die von selber wächst dürfen wir darum die Ermutigung und die Gewissheit mitnehmen, dass Gott den Samen seines Reiches in diese Welt gesät hat; dass er, was mit dem Kommen Jesu Christi begonnen hat, zu einem guten Ende führen wird; dass wir die Zeit, die uns geschenkt, die Erde, die uns anvertraut ist, als Chance begreifen sollen, Gottes Reich wachsen zu lassen. Er wird es selbst zu einem guten Ende bringen. Darauf dürfen wir vertrauen, das kann uns stärken in unserem Einsatz für eine Welt, in der es sich zu leben lohnt. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.